

K. LUDWIG PFEIFFER

ICH LESE, ALSO BIN ICH (NICHT)

1. Theoretische Umriss

Meine Titelwahl, ich gestehe es vorweg, ist nicht besonders intelligent. Schon die Schlussfolgerung „Ich denke, also bin ich“ zeichnet sich nicht durch die bezwingende Logik aus, die Descartes in ihr erblicken wollte. Valéry nahm daher an, Descartes habe aus seinen geometrischen Talenten die Könnensphantasmen, den Rausch philosophischer Überlegenheit geschöpft; der philosophische Fortschritt verdanke sich dem Vorantreiben von Denkweisen *more geometrico* in dafür ungeeignete Bereiche.¹ Der Neurologe Antonio Damasio hält den cartesischen Satz ohnehin für falsch.² Er schreibt dem Körper und den Gefühlen Priorität selbst bei der Entstehung des Bewusstseins zu.³ Lawrence Durrell hätte mich – und andere – warnen können. „No, there’s nothing wrong with cogito or with sum; it’s poor bloody ergo that’s been such a curse.“⁴ Wie immer: Die Form der Descartes’schen Behauptung hat man für alle möglichen, mehr oder weniger billigen analogen Behauptungen ausgebeutet. In die Serie solcher Ausschlechter und Recycler reihe ich mich *nolens volens* ein, vorderhand jedenfalls und ohne mich für oder gegen die Klammer zu entscheiden. Ermutigt hat mich immerhin Wolfgang Hildesheimer, der seinem Marbot ein „Pingo, ergo sum“ in den Mund legt und damit, was sachlich schon ernster sein könnte, auf mögliche Spannungen, konstruk-

1 Vgl. Valéry, Paul: „Seconde Vue de Descartes“, in: *Œuvres*, hrsg. v. Jean Hytier, 2 Bde., Paris 1975, S. 843. Vgl. auch meinen Aufsatz „Paul Valéry – Die Vergeblichkeit der Theorie und das okkasionell-theoretisierende Spiel“, in: Pfeiffer, K. Ludwig/Kray, Ralph/Staedtke, Klaus (Hrsg.): *Theorie als kulturelles Ereignis*, Berlin/New York 2001, S. 286-305.

2 Damasio, Antonio: *Descartes’ Error. Emotion, Reason, and the Human Brain*, New York 1995.

3 Damasio, Antonio: *Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins*, München 2000 (Titel der Originalausgabe: *The Feeling of what Happens. Body and Emotion in the Making of Consciousness*, New York 1999). Vgl. vor allem III. Teil, Kapitel 5.

4 Durrell, Lawrence: *Tunc*, London 1968, S. 13.

tive wie problematische, zwischen körperbezogenen performativen und ‚rein‘ mentalen Operationen aufmerksam macht.

Solche Spannungen brechen, wenn man Karl Clausberg folgt, in massiver Form schon dann auf, wenn man sich lediglich intermedialen Text-Bild-Beziehungen, ihrer Wahrnehmung und ihrer ‚Lektüre‘ zuwendet. In der sowohl literaturwissenschaftlichen wie kunstgeschichtlichen Vernachlässigung solcher Beziehungen glaubt Clausberg eine „der seltsamsten systematischen Fehlleistungen der Kulturwissenschaften“ namhaft gemacht zu haben: das fast vollständige Übersehen „jener eigenartigen ausdrucks geladenen Mischformen, die Texte und Bilder seit der Antike eingegangen sind.“ Es ist zum Beispiel bestimmt keine triviale Frage, in welchem Sinn und mit welchen Folgen man japanische *manga* liest oder sieht.⁵

Die Ergebnisse meines Ausschachtens werden ihrerseits kaum jemanden sonderlich beeindrucken. Es geht, sehr schlicht (mit der Betonung auf dem „sehr“), um einen Vergleich zwischen dem, was man grob als die Richtungssinne kulturgeschichtlicher und neurobiologischer Perspektiven zum Lesen bezeichnen könnte. Der Vergleich versucht, in zeitlicher Hinsicht, einige der „offenen Spielräume“ (Karl Clausberg, mündlich) auszuloten, die sich zwischen den als Prägungen o.ä. namhaft gemachten langfristigen Vorgaben der Evolutionsbiologie bzw. Hirnforschung und dem hektischen Tagesbetrieb der heutigen Medienszene eröffnen. Theoretische oder auch nur methodologische Ansprüche vermeide ich. Die Neurobiologie, so glaube ich, wird uns keine erkenntnistheoretischen oder ontologischen Umwälzungen bescheren. Sie löst die Probleme nicht, welche die Kultur- und Denkgeschichte über 2.000 Jahre aufgehäuft hat; allenfalls löst sie diese etwas vorschnell auf. Allerdings gestattet sie es, die Zuschreibungsprobleme zwischen kognitiven Opera-

5 Clausberg, Karl „Metamorphosen am laufenden Band. Ein kurzgefaßter Problemauflaß der Sprechblasenentwicklung“, in: Hein, Michael/Hüners, Michael/Michaelsen, Thorsten (Hrsg.): *Ästhetik des Comic*, Berlin 2002, S. 25. Vgl. die weiteren scharfen Bemerkungen S. 24, S. 26, S. 28, S. 31. Zur interkulturell-intermedialen Stützung solcher Thesen vgl. z.B. Székely, Katalin: *Manga und Anime. Japanische Bilderzählungen und ihre Attraktivität für europäische Kulturen*, Siegen 2004, S. 12-13 (Diplomarbeit). Zu „manga“ vgl. auch Maeda, Ryoza: „Rasender/Lesender Stillstand. Zur Wahrnehmung von Schrift- und Textbild im Manga“, in: Bickenbach, Matthias/Fliethmann, Axel (Hrsg.): *Korrespondenzen: Visuelle Kulturen zwischen früher Neuzeit und Gegenwart*, Köln 2002, S. 89-107; Maeda, Ryoza: „Bilder lesen, Schriften sehen. Visuelle Kulturen in Europa und Japan“, in: *Humboldt kosmos. Mitteilungen der Alexander von Humboldt-Stiftung*, 83 (2004), S. 12-13.

tion, performativen Akten und den möglichen Korrelaten „out there“ begrifflich und methodisch anders zu fassen. Dabei kann es zu Verschiebungen kommen, die mehr oder weniger drastische Revisionen unserer intradisziplinär jeweils gehegten Vorstellungen erzwingen. Selbst bei Exkursionen in die „Welt des Lesens“,⁶ die sich weitgehend auf herkömmliche Texte zu beschränken scheinen und insofern den von Clausberg monierten disziplinären Defiziten nicht abhelfen, können sich dann Evidenzen abschatzen, die das Nachdenken über zumindest latente (inter)mediale Umbruchssituationen nahelegen.

2. Kulturgeschichtliche Befunde

Die kulturgeschichtlichen Befunde, wer würde anderes erwarten, sind uneinheitlich bis widersprüchlich. In seiner unterhaltsamen *A History of Reading*⁷ zitiert Alberto Manguel seine Mutter, die der jungen Leseratte zuruft: „Go out and live“. Für sie hat das Lesen nichts mit dem zu tun, was sie für das Leben und seine Lebendigkeit hält. Umgekehrt Flaubert, der an *Mlle de Chantepie* 1857 schreibt: „Read in order to live“ (Motto zum ersten Teil „The Last Page“ in Manguels Buch). Manguel zitiert peronistische Demonstranten, die den Intellektuellen zurufen: „Shoes yes, books no.“ Deren Antwort: „Shoes yes, books yes“ überzeugt niemanden.⁸ Kafka seinerseits empfahl nur solche Bücher zu lesen, die uns beißen und stechen, uns aufwecken wie ein Schlag auf den Kopf. Glücklicherweise wären wir leichter ohne sie. Aber als Axt, mit der wir das gefrorene Meer in uns aufhacken, können wir sie gut gebrauchen.⁹ Mit solcher Metaphorik bewegt sich Kafka auf Versuche zu, das *idealerweise* Bannende, ja Verbindliche ästhetischer Erfahrung zu umschreiben, welches Arnold Gehlen – freilich eher im Blick auf Bilder – mit der Metapher des „stählernen Nervs“ als einer zugleich verengten, überbesetzten und distanzierten Eindringlichkeit zu treffen glaubte.¹⁰ Man kann auch an den sich auf eine Philosophie der Kunst zubewegenden Schelling denken, für den die Wahrheit aller Erkenntnisse „auf dem Gefühl des Zwangs“ beruht, das sie begleitet. Lässt sich das dem Lesen – irgendwann, irgendwie, gar

6 Vgl. Chartier, Roger/Cavallo, Guglielmo (Hrsg.): *Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm*, Frankfurt a.M./New York/Paris 1999.

7 Manguel, Alberto: *A History of Reading*, New York 1996, S. 21.

8 Manguel (wie Anm. 7).

9 Manguel (wie Anm. 7), S. 93.

10 Gehlen, Arnold: *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*, Frankfurt a.M./Bonn 1963, S. 11-12.

systematisch – bescheinigen? Immerhin hat ja Iser seine Theorie *ästhetischer* Erfahrung im und als Akt des *Lesens* formuliert.¹¹

Wie nähert man sich einem Aktivitätsareal, dessen Zentren zwischen Auge und Gehirn allenfalls durch schlüssig kaum interpretierbare Hirnstromableitungen zugänglich, dessen sozio- wie psychokulturelle Objektivierungsformen extrem uneinheitlich beschaffen sind? Einer Aktivität, die wir einerseits als sowohl elementare wie avancierte unabdingbare, zudem staatlich verordnete Kulturtechnik uns mehr oder weniger *contra naturam* aneignen müssen, die es uns andererseits zumindest gelegentlich erlaubt, in einen „entrückten, zu Träumereien geneigten und zu assoziativem Denken verführenden Zustand“, in einen „einsamen Rausch“ gleichsam „leidenschaftlich“ zu „versink[en]“?¹²

Selbst diesen Zustand gibt es kulturgeschichtlich offenbar in sehr verschiedenen Versionen. Maxim Gorki liest beharrlich, obwohl er 14 Stunden täglich in einer Bäckerei – einem der Orte, die er ironisch als „meine Universitäten“ bezeichnet – arbeiten muss. Der Schuster, Chartist und öffentliche Vortragsredner Thomas Cooper liest jeden Morgen von drei oder vier bis sieben Uhr, hat auch während der Mahlzeiten ein aufgeschlagenes Buch vor sich und deklamiert Texte bis zur Erschöpfung. Mit 21 Jahren bricht diese radikalisierte Version der „schönen Seele“ in Goethes *Wilhelm Meister* physisch zusammen und muss für mehrere Monate das Bett hüten. Das sind offenbar, nachdem das 18. schon Phasen der Lesewut kannte, die „neuen Leser im 19. Jahrhundert“.¹³ Eine Art Gegenrechnung macht Claude Lévi-Strauss auf; ihn stimmt der Zusammenhang zwischen Schreib- und Lesespflicht, Militärdienst, Proletarisierung im 19. Jahrhundert melancholisch: „Alle müssen lesen können, damit die Staatsgewalt sagen kann: Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe.“¹⁴ Das Versinken ins distanzierte und leidenschaftliche, ins entrückte, tagträumende Lesen zum Zwecke „intellektueller und ästhetischer Befriedigung“ sinkt zum „sekundären Ergebnis“ ab, wenn nicht gar nur zum „Mittel“, um das andere, die die „Versklavung“ er-

11 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: *System des transzendentalen Idealismus*, hrsg. v. Stefan Dietzsch, Leipzig 1980, S. 71; Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1984.

12 Schlaffer, Heinz: „Der Umgang mit Literatur. Diesseits und jenseits der Lektüre“, in: *Poetica*, 31 (1999), S. 1-25, hier S. 3 u. S. 23.

13 Lyons, Martyn: „Die neuen Leser im 19. Jahrhundert: Frauen, Kinder, Arbeiter“, in: Cavallo, Guglielmo/Chartier, Roger (Hrsg.): *Die Welt des Lesens: Von der Schriftrolle zum Bildschirm*, Frankfurt/New York/Paris 1999, S. 455-497, hier S. 488 u. S. 494-495.

14 Lévi-Strauss, Claude: *Taurige Tropen*, Frankfurt a.M. 1988, S. 295.

leichternde Funktion schriftlicher Kommunikation „zu verstärken, zu rechtfertigen oder zu verschleiern“.¹⁵

Wie verorten wir, zwischen Rausch und Disziplinierung, die vielfältigen Wandlungen, ja die „Leserevolutionen“, von welchen zu sprechen die kulturgeschichtliche Leseforschung sich ermächtigt glaubt? Die erste, so Cavallo und Chartier, findet nicht aufgrund der technischen Revolution des Buchdrucks statt (der über lange Zeit Seitenaufbau, Schriftbild und Aussehen der Handschrift übernimmt), sondern verläuft als zunächst in den Klöstern stattfindende Ablösung mündlicher Praktiken durch den Text als Werkzeug stiller, geistiger Arbeit. Eine zweite Revolution soll mit der Industrialisierung des Buchdrucks im 18. Jahrhundert stattgefunden haben. Man kann sie freilich ganz gegensätzlich als Wende sei es zum extensiven, raschen, sei es zum intensiven Lesen – beide wiederum mit einigen Varianten – beschreiben. Die dritte Revolution werde schließlich durch den Computer markiert, dessen Textverweisungspotenziale „ein ganz und gar originelles und neues Verhältnis zum Text hergestellt“ hätten.¹⁶

Die Situation wird noch beträchtlich komplizierter, wenn man das Lesen genauer, als das die kulturgeschichtliche Leseforschung jedenfalls in ihren anthologieartigen Überblicken tut, mit den medial-materialen Dimensionen der Schreibmaterialien und mit den sehr verschiedenen Schrifttypen der Kulturen (z.B. das Lesen der chinesischen Schrift, nochmals komplexer im japanischen Kontext) in Beziehung setzt – oder bestimmte Einzelereignisse und ihre möglichen Folgen unter die Lupe nimmt. Das eine hat vor langer Zeit der oft als Vorläufer von McLuhan gesehene Harold Innis unternommen; zum zweiten hat u.a. André Leroi-Gourhan vor längerer Zeit Einschlägiges gesagt.¹⁷ Das dritte, ein Ereignis von beachtlicher Reichweite gerade für das Lesen, speziell für die Entwicklung des wissenschaftlichen Lesens, ja ganzer wissenschaftlicher Disziplinen, könnte man beispielsweise in der Säkularisation von 1802/1803 bzw. in der Zeit von der Aufhebung des Jesuitenordens 1773

15 Lévi-Strauss (wie Anm. 14), S. 294.

16 Cavallo, Guglielmo/Chartier, Roger: „Einleitung“, in: Cavallo, Guglielmo/Chartier, Roger (Hrsg.): *Die Welt des Lesens*, S. 45 u. S. 41-44; Wittmann, Reinhard: „Gibt es eine Leserevolution am Ende des 18. Jahrhunderts?“, in: Cavallo, Guglielmo/Chartier, Roger (Hrsg.): *Die Welt des Lesens*, S. 428-439.

17 Innis, Harold A.: *Kreuzwege der Kommunikation. Ausgewählte Texte*, hrsg. v. Karlheinz Barck, Wien/New York 1997; Leroi-Gourhan, André: *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Frankfurt a.M. 1980, z.B. S. 249-270.

bis zum Übergang des Regensburger Dalbergstaats an Bayern 1810, vor allem in de damit einhergehenden Auflösung der Klosterbibliotheken erblicken.¹⁸

3. Ein längeres Zwischenspiel

Unabhängig von diesen doch in sehr verschiedene Richtungen zerrenden kulturgeschichtlichen Befunden: Wie soll man einen Begriff vom Lesen bekommen, wenn doch schon sein Gegenstand verschwimmt? Besteht dieser in der Serie der uns geläufigen modern-monotonen Buch-Buchstaben? Oder müssen wir, und wenn ja wann, mit vielschichtigeren visuellen, materiellen, kulturellen, und sei es nur noch halluzinierten Elementen, Rändern, Hintergründen, mit einer wie immer verkürzten „culture de l’image“ und „Paralektüren“¹⁹ anderstextueller und andersmedialer Art auch dann rechnen, wenn diese sich nicht offenkundig als Illustration, als auratisch-wertvolles Material oder als gebetsartige Nötigung zum „Kauen des Wortes“ präsentieren?²⁰ Und wo dergleichen der Lektüre wirklich ausgetrieben worden sein sollte: Müssten wir dann nicht über die Kosten des Lesens und nicht so sehr über seinen Zauber oder Nutzen reden, von der widernatürlich gekrümmten Haltung bis hin zu dem von manchen pauschal konstatierten „Verlust der Sinnlichkeit“?²¹

Mit ziemlicher Sicherheit können wir davon ausgehen, dass der Gegenstand der Lektüre jedenfalls seinem Umfang nach nie hinreichend bestimmbar ist: Die Vorstellung, wohl eher die Illusion, es gehe darum, einen ganzen, ganzheitlichen, „integralen“ Text welchen Umfangs auch immer zu lesen, dürfte im 18. Jahrhundert entstanden und pädagogisch, sodann literaturwissenschaftlich, aber eben kontrafaktisch befestigt wor-

18 Vgl. Kudorfer, Dieter (Hrsg.): *Lebendiges BücherErbe* [sic]. *Säkularisation, Mediatisierung und die Bayerische Staatsbibliothek*, München o. J. [2003-2004], S. 20 (Geisteswissenschaften), S. 51 (Kunstgeschichte), S. 142-143 (Deutsche Philologie und Literaturgeschichte). Für wichtige Hinweise und Hilfestellungen bei der Bewältigung der dem Band zu Grunde liegenden Ausstellung danke ich Edeltraud und Karl Gerlinger, München.

19 Schlaffer (wie Anm. 12), S. 5 und S. 10 dort Fn. 21 in Anlehnung an Gérard Genette und Roger Chartier.

20 Zu letzterem vgl. etwa Jousse, Marcel: *La manducation de la parole*, Paris 1975, der zweite Band seiner *Anthropologie du geste*. Vgl. ferner Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hrsg.): *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a.M. 1995 (vor allem die Beiträge von Werner H. Kelber, Michel Zink und Paul Zumthor).

21 Auch dazu Schlaffer (wie Anm. 12), S. 4 und seine Gewährsleute.

den sein.²² Die Irschen, schon gegenüber Ingarden verstärkten „Leerstellen“ des Textes und die daraus folgende Potenzialität, der Wirkungsreichtum des Lesens verwandeln sich womöglich in die „potentielle“, die versäumte, aufgeschobene, vermiedene oder vorgetäuschte, mit symbolischen Vorwegnahmen oder Ersatzhandlungen teilweise oder ganz ersetzte Lektüre. Schlaffer hat sich ironisch über die Techniken ausgelassen, die es angesichts der Unbestimmtheit lesenden Geschehens und seiner Ergebnisse dem Leser, vor allem dem Literaturwissenschaftler erlauben, seine Leseautorität, den Anspruch ganzheitlicher Lektüre auch mit einigermaßen vagen Auskünften über Leseindrücke zu wahren, ja im Examen erfolgreich den Eindruck zu erwecken, er/sie habe die heterogene Masse der von den Prüflingen vorgeschlagenen und vermutlich gelesenen Texte auch selbst gelesen.²³ Und weiter: So berechtigt für die Objektebene die Clausbergsche Forderung, man möge doch Text-Bild-Verhältnisse nicht vernachlässigen, sein dürfte, so wenig klärt sie uns darüber auf, wie solche Kombinationen vom Lesenden/Betrachtenden denn genau verarbeitet werden, wie sich die gedruckten Bild-Text-Welten zu jenen im Bewusstsein flottierenden verhalten.

Kann man gleichwohl das „Panorama des Lesens“ als eines „Neben-, In- und Durcheinander der verschiedenen Art von Lektüren und Nichtlektüren“²⁴ noch anders strukturieren?

Mit der ihm eigenen Treffsicherheit hat zunächst einmal Ralf Schnell dem gegenwärtigen Mediologen, der sich nicht mehr so sehr für die Lektüre als für Krieg und Medien, Militär und Technologie interessiert und sich auf deren Schnittstellen eingerichtet hat, einen Hieb versetzt: Im „Diesseits nackter Technik“ zieht er mit seinen Schülern in die „Zukunft, die seine Gegenwart ist. Und manchmal liest er heimlich ein Gedicht.“²⁵

Ich halte das, vielleicht den Standards der empirischen Literaturwissenschaft nicht ganz genügend, für einen empirischen Befund. Für

22 Schlaffer (wie Anm. 12), S. 1, S. 3, S. 14, S. 17f. u. S. 24 mit entsprechenden Nachweisen. Nur ein weiteres Beispiel: Für das „steinbruchartige“ Leseverfahren selbst eines großen Denkers des Mittelalters wie Wilhelm von Ockham, für die Kenntnisse von „Texten“ aus zweiter und dritter Hand und der vielleicht zentral vom Tageslicht abhängenden Zeit, die man für einen bestimmten Text aufwendet, vgl. Leppin, Volker: *Wilhelm von Ockham. Gelehrter, Streiter, Bettelmönch*, Darmstadt 2003, S. 36-39.

23 Vgl. Schlaffer (wie Anm. 12), S. 4-7.

24 Schlaffer (wie Anm. 12), S. 23. Schlaffer zählt deren 17. Ich spare mir die ohnehin schon angedeutete Aufzählung.

25 Schnell, Ralf: *Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will*, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 218.

empirisch plausibel und relevant halte ich auch die in der freilich paradoxerweise zu stark literarisch ausgerichteten Mediologie des 18. Jahrhunderts von Albrecht Koschorke gezogene weiterreichende These, vornehmlich die Schrift- und Lesekultur, zu Zeiten die entsprechenden Manien des 18. Jahrhunderts hätten jene Affektintensitäten in Form von Intimsemantiken hervorgebracht, die selbst noch in der Emphase der heutigen Militärmediologen und heimlichen Gedichtleser nachhallt. Das stille, einsame Lesen, in welchem die Rhetorik nur einen melancholischen Sonderfall gesehen hatte, mag, in einer Mixtur Foucaultscher und Lévi-Strauss'scher Perspektiven, der Kontrolle und Verwaltung der Phantasie dienen. Aber es beschert der affektiven Intensität, jedenfalls gelegentlich (eben beim heimlichen Lesen von Gedichten), eine attraktive, wenn auch keine allein oder auch nur vornehmlich seligmachende Form.²⁶ Dass Koschorke viele, vielleicht wichtigere formgebende Instanzen wie die Oper und damit den in vielerlei Hinsicht, später noch zu besprechenden spezifisch *prekären* Charakter des Lesens vergisst, ist sein Problem. Wenn man über Leseintensitäten des 18. Jahrhunderts spricht oder schreibt, darf man, wie schon angedeutet, den häufigen nervlich-physischen Kollaps der Lesewütigen nicht vergessen.

Goethe, auf dessen nahezu kollabierende „schöne Seele“ im *Wilhelm Meister* ich angespielt habe, hegt wie Fichte und viele danach den Verdacht, das Lesevergnügen beruhe auf den relativ simplen Mechanismen der von Geschichten oder sonstigen Texten hervorgerufenen Vorstellungsbilder, deren Klischeehaftigkeit der Leser und vor allem die Leserin nicht durchschaue. Die Klischeehaftigkeit eignet sich zum Beispiel, wie Diderot bei seiner Frau feststellen zu können glaubte, vor allem bei lautem Vorlesen vorzüglich zur Austreibung ehfraulicher Melancholie. Freilich hatten schon die Kirchenväter auch den anderen Fall, das Umschlagen von tagträumerischer Entrücktheit in eben diese Melancholie beklagt, in die Todsünde des Nicht-wirklich-etwas-tun, welches Körper und Seele zerrüttet, in den Zustand einer Verzweiflung ähnlichen *acedia* versetzt.²⁷ Das Lesen, sagt uns die leserorientierte Ästhetik, und die Hirnforschung bestätigt es auf ihre Weise, ist eine Aktivität. Doch hält sich, bis hin zu Heinz Schlaffer, die Überzeugung, es sei doch eine vergleichsweise allzu passive, in keinem relevanten Sinn wirklich performative. Im motorischen Stillstand der Lektüre aber lauert die der Vergeblichkeit dieses Tuns entspringende Unruhe.

26 Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 1999, S. 293-298, S. 424f.

27 Manguel (wie Anm. 7), S. 51 u. S. 121.

Hat sich dieser Verdacht einmal festgesetzt, so verwandelt sich das vermeintlich erregende Buch schnell in langweilig-erdrückende Makulatur, wie bei Lichtenberg, in die „Nullitäten“ der „Bücherfabrikanten“ wie bei Fichte. Kleist berichtet in diesem Sinne über eine Lesebibliothek in Würzburg, wo er keinen Wieland, Goethe und Schiller, dafür aber massenweise Rittergeschichten antrifft; A. W. Schlegel notiert, dem Romaneschreiben vor allem wohne ein trivialisierender Wiederholungszwang inne: „Wie verschieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen!“ Ich wüsste eine Reihe von Romanschriftstellern des 20./21. Jahrhunderts, sehr bekannten, zu nennen, welche die Schlegelsche Metapher hätten beherzigen und ihr Glück lieber in einem normalen bürgerlichen Beruf suchen sollen. Kaum einer besitzt die Aufrichtigkeit eines Kingsley Amis, der bereitwillig zugab, kontinuierliches Romaneschreiben sei *potboiling*, Fließbandproduktion, ganz so wie das Fichte bereits beurteilte und wie es Anthony Trollope im englischen 19. Jahrhundert ganz offen betrieb.²⁸ Worin immer das Lesen solcher Texte bestehen mag: ein Kompliment an die Intelligenz der Leser ist es wohl nicht. Trollope druckt einen an ihn gerichteten Brief Thackerays ab, in welchem dieser ihn zur Mitarbeit an einem Magazin auffordert, um aus dem Spinnen von Romanen heraus- und in die Welt wieder hineinzukommen. Dorothea Veit rät daher Schleiermacher, statt „dreißig Bücher“ von Hardenberg, also immerhin doch Novalis, zu lesen, lieber einmal Tee mit ihm zu trinken, er verstünde ihn dann besser.²⁹

Man muss sich daher nicht wundern, dass das entrückte, sich völlig mit erlebten Textdimensionen identifizierende Lesen auch im 19. Jahrhundert und später vorkommt, dass aber seit dem 19. Jahrhundert die andersmediale Redramatisierung des Gedruckten gewaltig ansteigt. Von Dickens ist bekannt, dass und wie er schauspielerartig die Effekte seiner Vortrags- und Romanrezitations-Tourneen vorbereitete. Im Internet (u.a. www.lyrikline.de) kann man heute Lyrikern beim Rezitieren ihrer eige-

28 Vgl. die für die Psychologie des Schreibens und von daher auch für jene des Lesens enorm aufschlußreiche, aus dem Jahr 1883, also einer Hoch- wie Niedergangszeit des Lesens stammende Autobiographie Trollopes von Sadleir, Michael/Page, Frederick (Hrsg.): *Anthony Trollope. An Autobiography*, Oxford 1980, vor allem S. 52-53, S. 119-121, S. 270-272 u. S. 346-347.

29 Diese und die erwähnten (Lichtenberg, Kleist, Schlegel, Veit) Materialien zur „Lesekultur“ des späten 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts in: Richter, Helmut (Hrsg.): *Literarische Kultur und gesellschaftliches Leben in Deutschland. Texte und Bilder*, Berlin 1988, S. 284-307. Vgl. Trollope (wie Anm. 28), S. 137.

nen Gedichte zuhören. Neben einem früheren Siegener Studenten, meiner ehemaligen Hilfskraft Marcel Beyer, erlebt man da auch Paul Celans Vortrag seiner „Todesfuge“. Das Ergebnis dürfte oft ein Erlebnis kognitiver Dissonanz sein, wie es bei der bloßen Lektüre in dieser Weise wohl nicht so leicht vorkommt. Und das ist ja schon etwas. Warnt doch auch Gottfried Benn in einem an Hamlets Antwort auf die Frage, was er denn lese: „Words, words, words“ gemahnenden Originalton, „du“ mögest bei den „Worten“ nicht nach der Seele ihres Vor- und Urgesichts fahnden: „Jahre um Jahre – quäle/dich ab, du findest nicht“ („Worte“). Für den intensiv wie extensiv lesenden Literaturwissenschaftler, der mit den Worten so oft „allein“ („Allein: du mit den Worten“, 1. Zeile) ist, klingt das nicht sehr ermutigend.

4. Aufmerksamkeitspsychologie

Das schwarz auf weiß Gedruckte kann man also nicht getrost nach Hause tragen, weil es einem auf dem Nachhauseweg zumeist abhanden kommt. Im Bewusstsein verschwimmen die Texte, „as if its letters were written on water“.³⁰ Andererseits, so der Neurolinguist André Roch Lecours vom Côte-des-Neiges-Krankenhaus in Montreal, entwickeln sich unsere Gehirnhälften und ihre Sprachpotenziale nicht genügend, wenn wir uns auf den mündlichen Umgang mit der Sprache beschränken.³¹

Wir wissen nicht, wie wir den Begriff des Lesens im Blick auf seine polaren und übergänglichen psychischen Befindlichkeiten und Korrelate, auf Art und Umfang der Texte, ja der Textualität (oder Visualität usw.) selbst, auf das Ausmaß fragmentarischer oder möglichst vollständiger Lektüre hinreichend präzisieren können. Aber wir geraten diesseits der eben einigermaßen launig geschilderten uneinheitlichen kulturgeschichtlichen Evidenzen, angesichts der involvierten Dimensionen der Wahrnehmung, Erinnerung, Wiedererkennung, Erfahrung, Wissen, Übung usw. unweigerlich in die Domänen der Aufmerksamkeitsforschung, Neurolinguistik, der Neurowissenschaften, der Hirnforschung und des jüngst angesagten biokulturellen Ko-Konstruktivismus.³² Julian Jaynes hatte in seinem kontroversen Buch *The Origin of Consciousness*

30 Manguel (wie Anm. 7), S. 65.

31 Manguel (wie Anm. 7), S. 35f.

32 Das zeichnet sich auch bei Manguel (wie Anm. 7), S. 34-47 ab, ohne dass er diese Perspektiven freilich weiterverfolgen würde.

in the Breakdown of the Bicameral Mind³³ die These vorgetragen, die ersten Leseerfahrungen, etwa im Medium der Keilschrift, seien noch – halluzinierte – Hörerfahrungen gewesen. Nimmt man an, dass solche Neigungen, vielleicht sogar Prägungen nicht gänzlich verschwinden, so könnte dies immerhin das Halluzinatorisch-Lebhaftes mancher Leseerfahrungen auch heute erklären helfen.

Gleichwohl klaffen enorme Lücken zwischen den kulturgeschichtlichen Suggestionen und den derzeit führenden (Neuro-)Wissenschaften. Dass diese Lücken nicht zu schließen sind, könnte schon daran liegen, dass zumeist, auch wenn man grundsätzliche Verständnisschwierigkeiten ohnehin in Rechnung stellt, zu schlecht gelesen wird. So schreibt Christian Geyer das Buch *Aus Sicht des Gehirns* in seiner Rezension konsequent einem mir nicht bekannten Jürgen Roth zu.³⁴

Noch besteht freilich Hoffnung, dass sich ein zumindest kontrollierender Rahmen für die weiteren Erörterungen zimmern lässt, wenn man sich an den – mir auch persönlich bekannten – Gerhard Roth und dessen älteres, einiges an Leseanstrengungen erforderndes Buch *Das Gehirn und seine Wirklichkeit* hält.³⁵ Demnach dürfte klar sein, dass Neurobiologie und Hirnforschung einiges auch zum Lesen zu sagen haben, was die gewöhnlich damit befassten geisteswissenschaftlichen Disziplinen als Eingriff, womöglich einschneidenden, in das Repertoire ihrer eigenen Annahmen empfinden müssen. Andererseits können die Neurowissenschaften nichts Endgültiges vermelden, weil nach ihrer eigenen Auskunft die Verdrahtungs- und Funktionsmechanismen des Gehirns zu einem Teil, einem nicht genau bestimmbaren und weitgehend auch vorläufigen Ausmaß, Produkte kultureller und biographischer Dynamiken sind. Ich habe den Eindruck, dass diese Struktur – unvermeidliche, aber immer nur vorläufige, den anderen freilich meist schon zu weit gehende Eingriffe der Neurowissenschaften in die Bestände der Philosophie wie der geisteswissenschaftlichen Einzelwissenschaften – zu einem großen Teil für die relativ fruchtlose Schärfe der Diskussionen zwischen den entsprechenden Repräsentanten verantwortlich ist. Das mag selbst für die kaum

33 Jaynes, Julian: *The Origin of Consciousness in the Breakdown of the Bicameral Mind*, Princeton 1976.

34 FAZ, 15.9.03. Dieser angebliche Jürgen Roth schreibt nach Auskunft seines Rezensenten im Vorwort die prinzipiell wie im Blick auf das Lesen nicht eben ermutigenden Worte, der Verlag habe ihn gebeten, Aspekte der Hirnforschung und ihrer Bedeutung für ein Menschenbild in einer Weise darzustellen, die „keine allzu große Geduld und Anstrengung erfordert“.

35 Roth, Gerhard: *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*, Frankfurt a.M. 1997.

abzuweisende These Roths gelten, es gebe nicht den Geist, sondern eine „Vielzahl höchst unterschiedlicher mentaler und psychischer Zustände“ (Erleben von Wahrnehmungsinhalten, Denken, Vorstellen, Aufmerksamkeit, Erinnern, Wollen, Gefühle, der Körperidentität, Selbsterleben,³⁶ eine kapitale These, auf die ich zurückkomme.

Wahrscheinlich jedenfalls spalten sich die einzelnen Zustände selbst wieder in eine Vielzahl von Unterzuständen auf. Nehmen wir etwa die für das Lesen zentrale Aufmerksamkeit. Auch wenn man die neuronalen Ursachen für Aufmerksamkeitszuwendung kennt, kann man noch lange nicht die genauen Folgen selbst der elementaren Sakkaden beschreiben, jener drei bis vier mal in der Sekunde erfolgenden Sprünge, mit denen das Auge über eine Seite huscht. Das „Gefühl, als gleite unser Blick gleichförmig über das Geschriebene, ist eine Illusion.“³⁷ Die *Psychologie* bewilligt uns Aufmerksamkeit zwar als eine „generalisierte zentrale Kapazität“, eine „Art generalisierter mentaler Energie“. Doch vergönnt sie uns diese lediglich als einen nur kurzfristig aufrecht zu erhaltenden „Ausnahmезustand des Organismus“. In ihrem Rahmen muss es einem Leser schwerfallen, seine Aufmerksamkeit durch aufmerksamerkeitsfördernde, aber auf oft hunderten von gleichartigen Seiten nur schwer feststellbare Regelbrüche, Pegelsprünge, „pop-out“-Effekte, durch Kriterien der Neuheit, Seltenheit, Unwahrscheinlichkeit, Bedeutsamkeit zu mobilisieren. Dies fällt noch schwerer, wenn man, wie auch die Psychologie gelegentlich, sich der Hirnforschung bedient und die Aktivierung der Aufnahmebereitschaft („arousal“) eher der rechten Gehirnhälfte zuschreibt. Diese aber ist gerade nicht, oder nicht vornehmlich, für verbal-analytische Operationen zuständig. Der Ausnahmезustand „Aufmerksamkeit“ mag überdies mit einem „gesteigerten physiologischen Erregungsniveau“ einhergehen, das bei längerem Lesen nur bei entsprechender Spannung gehalten werden kann. Das mag ja immerhin die Popularität von Kriminalromanen und kriminalistischen Strukturen selbst in so genannten normalen, auch postmodernen Romanen erklären helfen. Ansonsten aber legt die Psychologie eine Rangfolge von auditiver

36 Roth (wie Anm. 35), S. 273.

37 Pöppel, Ernst: *Grenzen des Bewußtseins. Wie kommen wir zur Zeit, und wie entsteht Wirklichkeit?*, Frankfurt a.M./Leipzig 2000, S. 11; vgl. Manguel (wie Anm. 7), S. 37. Ernst Pöppels Sohn David Poeppel treibt derzeit Forschungen zum Problem des Hörverstehens weiter: Wie kann man kontinuierliche Inputsignale – die vibrierenden Geräusche im Ohr – verstehen, wenn deren mentale Repräsentation in diskreten Einheiten – Worten – vonstatten geht? Vgl. das Programm des Wissenschaftskollegs Berlin vom 21.10.2003, für dessen Überlassung ich Heike Paul danke.

über visuelle bis hin zu semantisch-verbalen-schriftlicher Aufmerksamkeit nahe.³⁸

5. Die neurowissenschaftliche Rahmung lesender Aufmerksamkeit

Pöppel hat nun über die in Zehntelsekunden zu messenden Sakkaden und ihr Zerhacken des Lesevorgangs, über seine weiteren allgemeinen Thesen zur Naturwidrigkeit des durch Erziehung und Rechtschreibvorschriften kujonierten Lesens hinaus eine möglicherweise bedeutsame Drei-Sekunden-Front aufgemacht. Er glaubt, dass ein Bewusstseinsinhalt „nur eine Überlebenschance von drei Sekunden hat“ und dass es innerhalb der drei Sekunden immer nur einen Bewusstseinsinhalt gibt; ferner, dass diesen Drei-Sekunden-Paketen vor allem in lyrischen Versen und in der Musik – und dies in verschiedenen Sprachen und Kulturen, also auch etwa in der Rezitation und musikalischen Untermalung des japanischen Nô – Gerechtigkeit widerfährt. Längere Verse wie Hexameter, Pentameter und Alexandriner ließen sich in die entsprechenden kleineren Einheiten aufteilen.³⁹ Meine E-Mail-Anfrage, wie es unter diesen Voraussetzungen mit der Lektüre längerer Texte bestellt sei, bezeichnete Pöppel als „recht komplex“. Das Drei-Sekunden-Fenster sei eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung „für die Gestaltung längerfristiger Spannungsbögen“ (9.10.2003). Ich selbst vermute, dass hier kulturelles Training und psychisch wirksame, imaginär besetzbare und stark verankerte, unter Umständen sogar (vgl. auch das Beispiel Kriminalroman) mit Tatsächlichkeits- oder Körperpervorstellungen attachierte Textbausteine ins Spiel kommen.

Wie immer: Bei aller unaufhebbaren Heterogenität kulturell-medialer Konfigurationen und hirnpfysiologischer Befunde – dass Aufmerksamkeit sowohl medial wie auch im Blick auf die Stärke intensiver, an packende Tatsächlichkeits- oder Körperlichkeitsbezüge gemahnende Vorstellungen differenziert werden muss, das legen zunächst einmal auf ihre jeweiligen Arten sowohl die Mediengeschichte wie auch die Hirnforschung nahe. Pöppel verweist auf die Produktivität des Denkens bei moderater körperlicher Aktivität und dessen leichtes Eintrocknen bei

38 Vgl. dazu die vielfältigen Beiträge in Neumann, Odmar (Hrsg.): *Aufmerksamkeit*, Göttingen 1996, vor allem S. 183f., S. 222f., S. 245, S. 336, S. 344, S. 425f., S. 605f.

39 Pöppel (wie Anm. 37), S. 72 u. S. 85-91.

(sitzender) Trägheit.⁴⁰ Zwar kann man, so warnt mich Wolf Singer in einer E-Mail,⁴¹ längeres intensives Lesen nicht als sensorische Deprivation, nicht einmal als deren Vorform ansehen. Ich hatte gehofft bzw. befürchtet, man könne dies, um auf diese Weise die intensiv-halluzinatorische Qualität mancher, auch langtextbezogener Leseerlebnisse zu erklären. Denn, darauf beharrt vor allem Lurija, bei sensorischer Deprivation treten leicht Halluzinationen auf.⁴² Singer legt mir nahe, Lurijas Betonung der visuellen Basis auch von Gegenstandsbezeichnung, Begriffsbildungs- und *per implicationem* von Leseprozessen, das Betreiben von Reflexion auch und vielleicht vor allem als Abrufen visueller Gedächtnissspuren nicht zu verallgemeinern.⁴³ Visualisierungsfähigkeiten (und -nötigungen) seien bei verschiedenen Menschen sehr unterschiedlich ausgeprägt.

Aber die meisten Hirnforscher bringen gleichwohl starke Evidenzen dafür bei, dass entscheidende Bewusstseins-, vielleicht auch, in Pöppelscher Terminologie: Außer-, Neben-, Unterbewusstseinsprozesse der Sprache und dem Lesen vorausliegen. Singer selbst hält nichtverbale, „nichtrationale“ Kommunikationsformen – er nennt meditative Verfahren, bildende Kunst, Musik, Tanz, Medien, in denen sich nichtverbale Inhalte speichern und multiplizieren lassen und kann sich deren Praxis sogar auf Konferenzen vorstellen – für „natürlicher“ als verbal-rationale.⁴⁴

Auseinander halten muss man wohl vor allem sprachliches und musikalisches Hören und, *a fortiori*, musikalisches Hören und sprachliches Lesen. Auf „peripherer Ebene“ werden sie gemeinsam verarbeitet, „dann trennen sich aber die Wege“.⁴⁵

Natürlich heißt dies nicht, dass sich die – vor allem jungen – Leute noch mehr vom Sound irgendeiner Rockband behämmern lassen, noch mehr die überbordenden, vielbeklagten Bilderfluten reinziehen sollen. Karl Clausberg hat zu Recht notiert: „Die eigentlichen Orte unserer Bil-

40 Pöppel (wie Anm. 37), S. 184.

41 E-Mail von Wolf Singer (24.9.2003).

42 Vgl. Lurija, Alexander R.: *Das Gehirn in Aktion. Einführung in die Neuropsychologie*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 51.

43 Lurija (wie Anm. 42), S. 28, S. 160, S. 217, S. 239 u. S. 320. Vgl. auch ders.: *Romantische Wissenschaft. Forschungen im Grenzbezirk von Seele und Gehirn*, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 82; S. 84-87 zur Forschung über Analphabeten.

44 Singer, Wolf: *Ein neues Menschenbild. Gespräche über Hirnforschung*, Frankfurt a.M. 2003, S. 79, S. 92f. u. S. 103 und ders.: *Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung*, Frankfurt a.M. 2002, S. 222 u. S. 233f. sowie die genannte E-Mail (wie Anm. 41).

45 Singer (wie Anm. 41); vgl. Lurija (wie Anm. 42), S. 37.

der liegen in uns selbst; aber die Macht der medialen Verführungen und Verrücktheiten lässt sie immer weiter zurücktreten.“⁴⁶

Man kann also zwar mit Olaf Breidbach einen Text als „Gefüge von Zeichen“ bezeichnen, bei dessen *Digitalisierung* es keine Rolle spielt, ob es sich um „Pixel eines Bildes, digitalisierte Teilbereiche einer Messkurve oder numerisch kodierte Buchstaben eines Textes“ handelt. Die Maschine kennt keine Buchstaben, keine Bilder. Aber das interpretierende Bewusstsein unterscheidet da sehr wohl. Daher erscheint es mir fraglich, ob man den Begriff des Bildes zur „Aus-Bildung des in den Sensoren Erfahrenen“ verallgemeinern kann. Wenn bei dieser Aus-Bildung dem visuellen Bild gleichwohl „eine besondere Bedeutung zukommt“, dann möchte man gerne wissen, worin sie besteht und wie die Aus-Bildung als Justierung von Bildwahrnehmung und Textlektüre aussehen könnte. Ich weiß nach der Lektüre von Breidbach jedenfalls nicht, wie ich mir die revitalisierte Schellingsche „intellektuelle Anschauung“ als eine „Zuordnung von Denken und Anschauen“, eine enge Verzahnung von „Bild-Wahrnehmungen und Sprache“ vorstellen soll.⁴⁷

6. Neurowissenschaftliche Konturen polymodalisierten Lesens

In einem letzten Abschnitt will ich das Thema Bewusstsein und mediale Differenzierung nochmals variieren. Manchmal, so will es nicht nur bei Breidbach scheinen, erschrickt die Hirnforschung davor, dass ihre eigenen Ergebnisse sie zu weit in die Arme von Irrationalismen und Reflexionsarmut treiben. Sprach- und reflexionsbewusste Philosophen wie Habermas halten ihr das immer wieder mal vor. Vielleicht versuchen das philosophiebewusste Hirnforscher auch dadurch abzuwehren, dass sie,

46 Clausberg, Karl: „Video, ergo sum? Licht und Sicht in Descartes' Selbstverständnis sowie Fludds Erinnerungsscheinwerfer. – Ein Ausblick auf die Kunstgeschichte der virtuellen Bilder zwischen Mnemonik und Projektionstechnik“, in: Breidbach, Olaf/Clausberg, Karl (Hrsg.): *Video Ergo Sum. Repräsentation nach innen und außen zwischen Kunst- und Neurowissenschaften*, Hamburg 1999, S. 8-33 u. S. 32.

47 Breidbach, Olaf: *Das Anschauliche oder über die Anschauung von Welt. Ein Beitrag zur Neuronalen Ästhetik*, Wien/New York 2000, S. 2-3, S. 16, S. 95 u. S. 105-106. Die historischen Evidenzen früherer Hirnforschung sehen daher doch oft etwas anders aus. Vgl. auch ders.: *Die Materialisierung des Ichs. Zur Geschichte der Hirnforschung im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1997, S. 214-215 auch zu Leonardo; S. 352 zu Lashleys Ich-Begriff als „stereotype of memories centering about the body image“, S. 372-373.

wie Gerhard Roth, Kognitive Neurobiologie als jenen Teil der Neurobiologie definieren, der sich mit den „neurobiologischen Grundlagen kognitiver, *bedeutungshafter* Leistungen“⁴⁸ beschäftigt. In diesem Fall aber müsste eine Binnendifferenzierung des „Bedeutungshaften“ zumindest dann erfolgen, wenn dazu etwa „multisensorische“ Erkennungsprozesse zählen sollen. Natürlich ist alles irgendwie bedeutungshaft. Roth hält sich aber sehr, für mein Gefühl zu sehr bei der Frage zurück, ob nun „Geist und Bewusstsein“ an die Existenz von Sprache gebunden sind,⁴⁹ was wie von Bewusstsein begleitet ist.⁵⁰

Man kann kulturgeschichtliche und diskurstheoretische Gründe dafür angeben, dass im Laufe der Zeit die bedeutungsverstehende Lektüre von verschiedenen Textsorten durch Auslegungsvorschriften („Hermeneutiken“) mehr oder weniger (eher weniger) erfolgreich geregelt und u.a. dadurch die Trennung von Bildwahrnehmung und Textlektüre besiegelt wurde. Die Bedeutungs- und Auslegungskontrolle begann mit zunehmend komplexen, bildlich nicht mehr illustrierbaren theologischen Texten. Sie setzte sich über juristische und historische Textsorten fort und endete im 19. Jahrhundert (vorläufig) mit der Leseregulierung auch der literarischen. Dass diesen Anstrengungen kein allzu großer Erfolg beschieden war, liegt nicht nur an der Produktivität dekontextualisierter Schriftlichkeit: Jeder Satz ruft andere, von ihm zunächst abgeblendeten Formulierungs- und Verstehensmöglichkeiten auf. Es liegt auch daran, dass selbst das Erkennen nach Lurija immer „polymodal“ verfährt,⁵¹ dass – darin sind sich die Hirnforscher wohl einig – „Geist“ aus einer Vielzahl psychischer und mentaler Zustände besteht.

Dann aber wird man sich, bei allen Risiken, an die Differenzierung der Polymodalität machen müssen. Dann geht es zumindest nicht mehr an, wie Gilles Fauconnier und Mark Turner einen einheitlichen, auf „conceptual blending“ beruhenden Denkbegriff, ein zwar nicht in seinen bedeutungshaften Inhalten, aber doch seinen literarisch-sprachlichen Verfahrensmodalitäten angeblich homogenisiertes Bewusstsein zu behaupten. Fauconnier, immerhin Chairman des Cognitive Science Department at the University of California, San Diego, und Turner, der vom Professor of English zum Associate Director of the Center for the Advanced Study in the Behavioral Sciences at Stanford University mutierte,

48 Pöppel (wie Anm. 37), S. 31, m. H.

49 Pöppel (wie Anm. 37), S. 218.

50 Pöppel (wie Anm. 37), S. 219f., vgl. auch S. 307 zu den in Anführungszeichen gesetzten „Tiefen“ unserer „unbewußten“ Gedächtnisinhalte, in denen die „eigentlichen Antriebe unseres Verhaltens“ liegen.

51 Pöppel (wie Anm. 37), S. 70.

behaupten allen Ernstes, es liege ein originärer Denkprozess, also ein Fall von „conceptual blending“, wie die Zauberformel lautet, im Falle des Skilehrers vor, der seinen Zöglingen eine Skibewegung mit der Instruktion beizubringen versucht, sie sollten sich einen ein Tablett mit einem Champagnerglass und Croissants mit aller Vorsicht tragenden Kellner in einem Pariser Café vorstellen. Natürlich sind hier Elemente von „conceptual blending“ im Spiel. Aber das Entscheidende dürfte doch, worauf etwa Moshé Feldenkrais immer wieder hingewiesen hat, wohl die *Bewusstheit* eines bildlich vorgestellten Bewegungsablaufs und des Bewegungsgefühls dabei sein. Fauconnier und Turner räumen das *en passant* auch ein: „What counts are direction of gaze, positioning of the body, and overall motion.“⁵²

In seinem vorhergehenden Buch *The Literary Mind. The Origins of Thought and Language*⁵³ hatte Turner gar „conceptual blending“, Alltagsdenken und literarische Schemata zur großen Einheitssauce verrührt.⁵⁴ In der Tat: Wer wollte bestreiten, dass wir andauernd mit Geschichten, Projektionen, Parabeln (wobei „parable“ „the projection of story“ ist⁵⁵) – kurzum: „narrative imagining“ als „fundamental instrument of thought“⁵⁶ – operieren? Vorübergehend schieben sich die Themen „image schemas“, „complex image schemas“, „kinesthetic“ oder „auditory“ oder „tactile image schemas“ in den Vordergrund. Deren Integration habe Antonio Damasio mit dem Begriff der „convergence zones“ versucht. Damasio bemühe sich, Ordnung in die Vielfalt – und die vielfältige Hirnlokalisierung – des Gedächtnisses, der motorischen und der bedeutungshaften Prozesse zu bringen.⁵⁷ Die Theorie Edelmans über neuronale Gruppenselektion wird hinzuzitiert. Doch dann macht Turner fröhlich mit heruntertransformierten Metaphorologien weiter. Lakoffs und Johnsons *Metaphors We Live By* wird ins Feld geführt,⁵⁸ zumeist abgesunkene, zu Geschichtchen und Geschichten montierte Elementar-metaphern („Die Kommission gab schließlich *nach* und *brach* zusam-

52 Fauconnier, Gilles/Turner, Mark: *The Way We think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*, New York 2002, S. 21. Typisch die Totalansprüche, etwa „Part Two: How Conceptual Blending Makes Human Beings What They Are, For Better and for Worse“ mit Unterkapiteln von „The Origin of Language“ bis hin zu „The Way We Live“.

53 Turner, Mark: *The Literary Mind. The Origins of Thought and Language*, New York/Oxford 1996.

54 Turner (wie Anm. 52), S. 115.

55 Turner (wie Anm. 52), S. 7.

56 Turner (wie Anm. 52), S. 4.

57 Turner (wie Anm. 52), S. 22f. mit Hinweis auf einen Aufsatz Damasios.

58 Turner (wie Anm. 52), S. 39.

men“) werden angeführt, die wir und die uns so manche Literatur im Sinne W. Schappes für unsere Verstrickungen des Lebens tagtäglich zusammenbrauen.⁵⁹

Mit Turners „literary mind“ kommen wir wohl nicht weiter. Vermutlich aber mit den von ihm und Fauconnier so schlampig zitierten und halbherzig verwendeten Hirnforschern Edelman und Damasio. Edelman und Tononi haben in einem neueren Werk *A Universe of Consciousness. How Matter Becomes Imagination*⁶⁰ ähnlich wie auch Roth vor allem die nach Inhalten, Intensitätsgraden und Bewusstseins-/Bewusstheitsabstufungen, nach Schattierungen, Tönungen und Aufmerksamkeitsgraden variierende „incomparable richness of being“⁶¹ hervorgehoben: „variability“, „the variety of discriminable situations“⁶² darf als Schlüsselwort gelten. Die Integration dieser nach Milliarden zählenden möglichen Bewusstseins-situationen ist weitaus schwieriger als sich das Turner vorstellt. Es besteht Einigkeit bei den ‚seriösen‘ Hirnforschern darüber, dass weder Bewusstsein überhaupt noch auch etwa Gedächtnisleistungen wie ein Computer organisiert sind. Beide lassen sich nicht in Repräsentationsbegriffen beschreiben, wie wir sie bei den ‚symbolischen‘ Aktivitäten unserer syntaktischen und semantischen Fertigkeiten verwenden. Denn die Bewusstseins-signale enthalten keine präcodierten Botschaften; wir kennen die Bewertungscodes des Gehirns, vor allem des limbischen Systems nicht, die für die Qualia (Damasio), das „selective matching“ verantwortlich sind.⁶³ Einheit und Kohärenz solcher Mannigfaltigkeit sind durch enge Kapazitätsgrenzen beschränkt – „we cannot keep in mind more than a few things“, es gibt nur wenige „independent entities“, die wir in einem bewussten Zustand unterscheiden können, ohne dass „the integration and coherence of that state“ gefährdet würde.⁶⁴

Im Blick auf die geforderten Integrationsleistungen des Lesens vor allem bei längeren Texten stimmt das nicht gerade hoffnungsfroh. Generell kann das durchs Gehirn vermittelte „phenomenal experience“⁶⁵ sprachlich schlecht wiedergegeben werden. Edelman und Tononi wollen deshalb nicht zu den Mystikern überlaufen.⁶⁶ Sie machen Hoffnung, dass

59 Vgl. z.B. Turner (wie Anm. 52), S. 29 u. 38-56.

60 Edelman, Gerald M./Tononi, Giulio: *A Universe of Consciousness. How Matter Becomes Imagination* New York 2000.

61 Edelman/Tononi (wie Anm. 59), S. 29, vgl. auch S. 20-22.

62 Edelman/Tononi (wie Anm. 59), S. 31, S. 32, S. 85.

63 Edelman/Tononi (wie Anm. 59), S. 94f.

64 Edelman/Tononi (wie Anm. 59), S. 26.

65 Edelman/Tononi (wie Anm. 59), S. 220.

66 Edelman/Tononi (wie Anm. 59), S. 220 u. S. 222.

es sowohl wissenschaftlich wie auch medial erheblich zu differenzierende Umwege der Annäherung gibt. Aber welche?

Der medialen Differenzierung hat sich am entschiedensten wohl Damasio angenommen. Für ihn ist das menschliche „Kernbewusstsein“ nichtsprachlich; der repräsentationale, der Bezeichnungscharakter der Sprache spricht gerade dagegen, dass sie für das Bewusstsein viel bedeutet, denn offenbar geht den Bezeichnungen ja etwas voraus, was durch die Sprache dargestellt, vor allem aber auch fiktionalisiert wird.⁶⁷ Die Erzeugung von Bewusstseinskarten kann man sich besser als Film oder auch als Pantomime vorstellen – so wie etwa Jean-Louis Barrault in *Kinder des Olymp* einen Uhrendiebstahl mimisch darstellt.⁶⁸ „Wortloses Geschichtenerzählen ist natürlich“.⁶⁹ Es geht der Sprache, deren Vorbedingung es ist, voraus – und fällt nicht wie bei Turner damit zusammen.⁷⁰ Gerade Hamlet zeige mit seinen elementaren Fragen („Wer da?“ usw.), so Damasio in einer für Shakespeare-Experten in der Tat interessanten These, wie schwierig es sein kann, die Ursprünge und die Koordinaten der eigenen Situation zu begreifen.⁷¹ Selbst das erweiterte Bewusstsein, welches so etwas wie autobiographische Strukturierungsmomente (elementare Erfahrungsgeschichten wie einen zeitlich gegliederten Vorstellungsraum von Schmerz und Freude) enthält, kommt ohne Sprache aus, nicht aber ohne beträchtliche Gedächtnis- und Denkleistungen.⁷² Es wird durch Sprache bereichert, aber eben auch fiktionalisiert.⁷³

Wer liest, begibt sich daher nicht nur in der Literatur zumindest tendenziell in ein Feld von Fiktionen. Diese neigen dazu, polymodale Intensitäten des Bewusstseins zu zersetzen. Daher bilden fast alle Textsorten Strategien aus, welche dieser Zersetzung gegensteuern. Solche Strategien können bei vielen nichtliterarischen Textsorten im gezielten Einsatz von plausibilisierbaren Normen und Interessen bestehen, die sich mit Beispielen erläutern, ‚illustrieren‘ lassen (müssen). Im Blick auf literarische Texte freilich könnte ein unfreiwillig ironischer Kurzschluss in der Feier von Fiktionalität stecken, welche die Literaturwissenschaft oft der Literatur hat zuteil werden lassen. Erfahrene, teilweise auch andersmedial tätige Autoren wie Samuel Johnson, Oscar Wilde, Wolfgang Hildesheimer u.a. haben bemerkt, dass diese Art der Fiktion weder eine

67 Damasio (wie Anm. 3), S. 225f.

68 Damasio (wie Anm. 3), S. 224 u. S. 375f.

69 Damasio (wie Anm. 3), S. 228.

70 Damasio (wie Anm. 3), S. 229.

71 Damasio (wie Anm. 3), S. 229.

72 Damasio (wie Anm. 3), S. 237.

73 Damasio (wie Anm. 3), S. 29.

Art Anbietern der Literatur bei den gesellschaftlich herrschenden und deshalb für Realität gehaltenen Fiktionen verhindert (Oscar Wilde nannte das „the decay of lying“) noch vor einem quälenden Irrelevanzverdacht schützt. Samuel Johnson wunderte sich daher gelegentlich über Leute, die literarische Bücher zu Ende lasen. Spätestens seit Oscar Wilde steht die Frage, aus welchen Texten eine Literaturgeschichte bestehen könnte, einigermaßen offen im theoretischen Raum. Man kann die Frage heute umformulieren: Wie gelingt es den – metaphorischen usw., textuell ohnehin etwas blassen, in der Moderne nochmals vielfältig gebrochenen – Konkretisierungs- und Verlebendigungsstrategien der Literatur, in das polymodale Spiel der derzeit neurowissenschaftlich erhärteten Tatsächlichkeiten des Bewusstseins und des Imaginären einzusteigen?

Sicher lassen sich, wenn man nicht wieder einmal irreführende Banalitäten wie die vom Tod der Literatur oder auch ihre hochgemute Apologie verkünden will, gute Antworten auf solche Fragen finden. Sicher dürfte aber auch sein, dass für die Zwecke des polymodalen Spiels neben der etwa vom Film verkörperten intermedialen Typik die emotional-motorische Kopplungsfähigkeit der Musik und ihr Assoziationspotenzial eine zentrale Rolle spielen (vgl. auch den Beitrag Altenmüller in diesem Band). Auch hier aber müssten die Kulturwissenschaften und die in deren Rahmen, nicht in ihrer heute meist üblichen pseudoverselbständigten Form agierenden Medienwissenschaften die Codierungsweisen solcher Kopplungen (beispielsweise nach Instrumentalmusik und Musik, in denen auch die menschliche Stimme eine Rolle spielt) präzisieren. Dieser – auch anthropologisch zu nennenden Aufgabe – hat sich die Musikwissenschaft nicht zureichend angenommen.

Das heißt nun alles nicht, dass man nicht die Steigerung, sondern die weitere Absenkung sprachlicher Leistungen, das noch reflexionslosere Eintauchen in die Ströme der allerorten zum Billigtarif angebotenen Bilder oder Töne fordern könnte.

Was aber folgt dann aus den vorstehenden Ausführungen, wenn überhaupt etwas daraus folgt? Ich riskiere einige institutions- bzw. disziplinbezogene Andeutungen. Da man die Lesekompetenz nicht reduzieren darf, sondern eher noch steigern sollte, müssten die *Selektionen* im Blick auf Leseinhalte sowohl härter wie auch variationsreicher werden. Die Lektüre eines Kanons, einer vermeintlichen kohärenten geschichtlich ausdifferenzierten Serie von Texten („Literaturgeschichte“) kann nicht eingeklagt werden. Stattdessen müsste die Lektüre bestimmter Texte sowohl nach Umfang wie Intensität und Interesse von Fall zu Fall begründet werden. Dabei kann man sich Ablehnungen einhandeln. Jedenfalls

drängt sich mir der Eindruck auf, dass die Einrichtung der Literaturwissenschaften als unabhängiger Fächer (mit, selbstverständlich, ewigen Außenbegründungsproblemen sowohl kultureller wie theoretischer Art) insoweit ein akademischer Irrläufer war, als diese sich über lange Zeit als flächendeckende Textinterpretationsanstalten verstanden. Dilthey hatte sicher ursprünglich etwas anderes, kulturwissenschaftlich Weiteres im Blick, auch wenn sich dieser Blick zeitweilig auf das „Erlebnis und die Dichtung“ verengt haben mag. Selbst die verdienstvollen und anstrengenden Bemühungen, kritisch-historische Texte und Gesamtausgaben von Autoren zu erstellen, verstehen sich beileibe nicht von selbst. Man muss nicht das Beispiel des Herder-Herausgebers Suphan bemühen (der sich nach getaner Arbeit auf einige Bände seiner Edition stellte und erhängte).⁷⁴ Man muss auch nicht Oskar Becker folgen, der da in einem Aufsatz mit dem ‚schönen‘ Titel „Von der Hinfälligkeit des Schönen und der Abenteuerlichkeit des Künstlers. Eine ontologische Untersuchung im ästhetischen Phänomenbereich“ meinte, an den gesammelten Werken rätselten die Epigonen – und auch der Künstler selber – herum, die gesammelten Werke lägen außerhalb der genuin ästhetischen Sphäre.⁷⁵ Es genügt, an Shakespeare zu denken. Es könnte sein, dass ein „authentischer Shakespeare“ gerade nicht in der Fixierbarkeit des Textes, sondern in der ständigen performanztauglichen Neu- und Umschreibung vorläufiger Textbausteine besteht.⁷⁶

Die Neurobiologie, speziell die Hirnforschung, dürfte den Kultur- und Medienwissenschaften daher am ehesten die Erforschung polymodaler Verhältnisse nahelegen. Kultur- und medienwissenschaftlich schla-

74 Heinz Schlaffer bringt das Beispiel in seinem Buch *Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis*, Frankfurt a.M. 1990, S. 224.

75 Becker, Oskar: „Von der Hinfälligkeit des Schönen und der Abenteuerlichkeit des Künstlers. Eine ontologische Untersuchung im ästhetischen Phänomenbereich“, in: *Festschrift E. Husserl zum 70. Geburtstag gewidmet. Ergänzungsband zum Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, Tübingen 1974, S. 27-52. Becker operiert übrigens schon mit dem heute neuwissenschaftlich durchaus verwendbaren englischen Begriff des „thrill“, S. 34f.

76 Dazu Orgel, Stephen: *The Authentic Shakespeare and Other Problems of the Early Modern Stage*, New York 2002. Vgl. vor allem das Kapitel „What is a Text?“. Vielleicht sollte ich nichtanglistische Leser darauf hinweisen, dass Orgel einer der angesehensten historisch-gattungstheoretisch arbeitenden Forscher im Blick auf die englische Renaissance, speziell die Maskenspiele ist. Zu diskutieren wären hier auch eine Reihe von Büchern von Robert Weimann, der die Macht und Integrität auch des Shakespeareschen Textes höher als Orgel veranschlagt.

gen sich diese als Medienkonfigurationen nieder. Die Geschichtlichkeit der Wahrnehmung könnten wir neurobiologisch als Umbesetzungen in den Figuren der Polymodalität, diese medienwissenschaftlich ab und an als Medienumbrüche zu erfassen versuchen.

Wären wir ein Genie wie Shakespeare, so Damasio,⁷⁷ könnten wir die Kämpfe unseres Selbst dazu benutzen, das ganze Personal des abendländischen Theaters oder was auch immer zu erschaffen. Wären wir Fernando Pessoa, könnten wir die Komplexität vier verschiedener Dichter mit einer Feder bzw. einem Computer entwerfen. Aber am Ende ist es, nach kaum 20 Jahren Theaterlaufbahn, derselbe Shakespeare, der sich nach Stratford zurückzieht und seiner Frau sein zweitbestes Bett vermacht, derselbe Pessoa, der die leserzeugte Komplexität in einem Lissaboner Krankenhaus im Alkohol zu vergessen sucht. Wir könnten auch an Rimbaud denken, der als Teenager „große“, aber eigentlich nicht mehr zu interpretierende Gedichte schreibt und Erhebliches an Drogen konsumiert, danach sich zum erfolgreichen Geschäftsmann zwischen Afrika und Europa mausert und nach einer Knieoperation mit 36 Jahren stirbt. An die „tragische Literaturgeschichte“ Walter Muschgs wäre zu erinnern.⁷⁸

Der viel schreibende und sehr schwer zu lesende A. N. Whitehead – der gelegentlich Briefe Bertrand Russells nicht beantwortete, weil sie ihn von mathematischer Denkarbeit abhielten, die europäische philosophische Tradition für eine Folge von Fußnoten zu Plato hielt, der sich für die Rolle der Eingeweide und körperlicher Gefühle ebenso wie für die Möglichkeit von „presentational immediacy“ interessierte – dieser Whitehead sah die Grenzen der lesbaren Welt eng gezogen. „The philosophy of organism abolishes the detached mind“⁷⁹ – ein distanziertes Bewusstsein, welches die Formen eines interpretierend geregelten, aber auch noch jene des wirkungsästhetisch in die Freiheit entlassenen Lesens eigentlich voraussetzen. Die Selbstbestimmung seiner Philosophie als realistische Version des absoluten Idealismus F. H. Bradleys, die ebenso umfassende wie differenzierte Theorie der Gefühle als positiver Erfassungsakte im Rahmen einer Zell-Theorie des Wirklichen (*actuality*), – all das ließe sich womöglich heute annäherungsweise neurowissenschaftlich reformulieren und kunst- bzw. medienwissenschaftlich differenzieren. Vielleicht könnten sich diese Disziplinen in entsprechend stilistisch-be-

77 Vgl. Damasio (wie Anm. 3), S. 272.

78 Muschg, Walter: *Tragische Literaturgeschichte*, Bern/München 1969.

79 Vgl. Whitehead, A. N.: *Process and Reality. An Essay in Cosmology*, New York/London 1978, S. 56.

grifflicher Ernüchterung dann an Whiteheads Bestimmung der Philosophie zumindest anhängen:

Philosophy is the welding of imagination and common sense into a restraint upon specialists, and also an enlargement of their imaginations. By providing the generic notions philosophy should make it easier to conceive the infinite variety of specific instances which rest unrealized in the womb of nature.⁸⁰

Mit dieser ‚Definition‘ der Philosophie liefert Whitehead natürlich keine Bestimmung des Lesens. Wollte man sie gleichwohl als eine Art Inspiration für eine solche Bestimmung benutzen, müßte man sich Analogien und Differenzen ausdenken. Ein Set solcher Analogien und Differenzen bestünde sicherlich im instrumentellen Charakter („By providing the generic notions philosophy should make it easier...“) der jeweiligen Tätigkeit. Das polymodale, die Übergänge in Anderes vorbereitende und organisierende Lesen wäre dann ein notwendiger (Um)Weg zu seiner eigenen, immer wieder aufgeschobenen Abschaffung.

80 Vgl. Whitehead (wie Anm. 79), S. 17 u. S. xiii (mit einer Liste der von Whitehead verschmähten Denkgewohnheiten), S. 11-13 (Sprachkritik, vgl. S. 48-51), S. 17 u. S. 39 (Fußnoten zu Plato), S. 122 (Eingeweide, „presentational immediacy“ gerade bei „delusions“), S. 162-163 u. S. 219-280 (Theorie der Gefühle).

